

NDR Info Hintergrund

Mittwoch, 5. April 2023

Partys und Demos anstatt Synagoge
Eingewanderte Israelis und die jüdische Gemeinschaft hierzulande
Von Jens Rosbach

Redaktion: Florian Breitmeier
Norddeutscher Rundfunk
Religion und Gesellschaft
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22
30169 Hannover
Tel.: 0511/988-2391
www.ndr.de/info

- Unkorrigiertes Manuskript -

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Tanzende in Spiderman-Verkleidung, mit Engels-Flügeln, im Glitzerkleid oder mit Blumen im Haar. Männer mit Lederriemen um den nackten Oberkörper. Frauen im Tanga. Willkommen zur israelischen Purim-Party in Berlin – die in diesem Jahr an einem ganz besonderen Ort stattfand: im KitKat, dem berühmten Sexclub der Hauptstadt. Unter den rund 1.500 Gästen: Nirit, 44, und ihre Freundin Sharon, 41, beide aus Tel Aviv.

Ich finde es super, dass die Purim-Party, sprich der jüdische Fasching, im KitKat-Club gefeiert wird. Es gibt heute ganz viel israelische Musik, hebräische Musik. Und man sieht auch, wie viele Leute in Kostümen hier stehen, und wollen feiern. Und das ist super!

Also ich glaube, dass Israelis, die in Berlin wohnen, sind hergekommen, weil sie hier mehr Freiheit genießen können. Sie können hier unterschiedliche Seiten ihrer Identität ausleben.

Sie sind zumeist linksliberal, wenig religiös und arbeiten oft in der Kreativ- oder Start-up-Szene: israelische Juden, die in Deutschland leben. Wie viele es genau sind, weiß niemand. Bis zu 30.000 sollen es sein. Viele von ihnen sind aus einer heimatlichen Enge geflohen – erzählen die beiden Frauen.

Israel ist ein religiöser Staat, also die Religion hat eine wichtige Rolle. Und ja, muss man auch sagen, Israel ist immer noch konservativ.

Also welche Familienform hast du – in dieser Weise Israel ist supertraditionell. Ich bin zum Beispiel geschieden, und ich habe eine Tochter. Und wenn ich in Israel bin, Leute trauen sich, mich zu fragen: Wann machst du ein zweites Kind, wann heiratest du? Also ich glaube, ein großer Teil der Israelis, die in Berlin leben, haben kein Bock und interessieren sich nicht in dieser Form zu leben.

Berlin ist auch die Möglichkeit, ein bisschen anonym zu sein. Israel ist ein kleines Land, es ist sehr schwierig anonym zu sein.

Nirit Bialer kam 2006 nach Berlin, um hier für ein Tech-Unternehmen zu arbeiten. Ihr Interesse Deutschland wurde bereits in der Schule geweckt.

Wir hatten das Thema Holocaust in der 6. Klasse als ich 12 war in Israel, und ich habe mich sehr interessiert für Deutschland. Ich dachte, ich muss das verstehen, irgendwas stimmt hier nicht. Ich muss die Sprache ein bisschen besser lernen, ich muss diese Leute kennenlernen – und so hat es ein bisschen begonnen.

Während sich andere Israelis vom „Land der Shoah“ abgeschreckt fühlten, entwickelte Nirit eine Neugier für Deutschland und ging auf Entdeckungstour – unter anderem im Rahmen eines Jugendaustauschs in Bremen.

Ich mag Herausforderungen, mochte ich immer. Und ich kann mich noch erinnern, ich habe gewartet auf den Briefträger, dass er mir einen Brief bringt aus Deutschland. Und ich hatte eine Nachbarin, sie war Holocaust-Überlebende. Und sie hat mir gesagt: Worauf wartest du? Und ich habe gesagt: Ja, ich habe diese Freunde in Deutschland – und sie hat

sich richtig geärgert. Sie hat gesagt: Du sollst dich schämen, dass du auf einen Brief aus Deutschland wartest!

Ihre Freundin, die Film- und Theaterregisseurin Sharon On, kam aus einem ganz anderen Grund nach Deutschland.

Es war 2006, es war Libanon-Krieg. Mein Cousin war da auch irgendwo im Krieg, und ich habe mit ihm telefoniert. Und im Hintergrund hörte man die Bomben. Und er: Sharon, ich kann jetzt nicht sprechen! Ich: Okay! Ich konnte ... ich wollte mein eigenes Leben leben, ohne was mit Krieg zu tun zu haben. Ich wollte einfach Kunst machen, Künstlerin sein, und für mich war das auf keinen Fall Israel. Und ich dachte: Ich habe hier als Künstlerin nichts zu tun. Es ist nur Krieg und schlechte Kunst!

Amit Margalit wiederum, ein guter Freund der beiden Frauen, hat in Deutschland studiert und hier seinen Ehemann kennengelernt. Der 32-Jährige arbeitet im Marketing einer Berliner Firma und betont, dass es sich – im Vergleich zu Israel – hierzulande immer noch günstiger leben lässt.

Der Supermarkt kostet nur 30 Euro für alles und nicht 100 Euro für alles. Und die Miete ist bezahlbar. Und Berlin war attraktiv immer auch für Schwule, macht Spaß. Es gibt die Clubs – die gibt es auch in Tel Aviv – aber zum Beispiel in Berlin gibt es auch die Sexclubs.

Ich glaube, es gibt hier einfach eine Szene. Ich weiß von schwulen Chören oder Sportzentren, die sind voll Schwulen und Lesben – also die ganze Szene ist da.

Ich bin mir nicht sicher, wie man die jungen Israelis greifen kann. Sie sind unglaublich selbständig, unglaublich aktiv in ihren Businessbereichen, sie sind keine Vereinsmeier.

Analysiert Michael Fürst, der Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde Hannover und Präsident des Landesverbandes der Jüdischen Gemeinden von Niedersachsen.

Wir in Deutschland haben ja diese Vereinsmeierei. So sind die jüdischen Gemeinden auch Teil dieser Vereinsmeierei. Und das gilt für Israelis nicht.

Fürst, 75 Jahre alt und Rechtsanwalt, weiß gar nicht genau, wie viele Israelis in seiner Region wohnen.

Überhaupt nicht, überhaupt nicht! Kann ich Ihnen überhaupt nicht sagen.

Der Vorsitzende schätzt, dass nicht einmal 50 Israelis Kontakt zu seiner rund 4.000-köpfigen Gemeinde in Hannover haben.

Wir müssen für uns feststellen, dass wir dieses Problem zu spät aufgenommen haben. Es war immer ein Berliner Fakt, dass dort Tausende und später jetzt man sagt ja 30.000 Israelis leben – die leben aber nicht hier. Es sind tatsächlich Berliner. Bei uns kommt mal der eine, der kommt mal der andere. Wissen Sie, da haben wir auch nicht den Überblick drüber, die Leute müssen sich nicht bei uns melden.

Die jüdischen Gemeinden in Deutschland – mit ihren rund 90.000 Mitgliedern – sind zu-
meist konservativ oder orthodox geprägt. Und sie sind überaltert: Rund die Hälfte der Ge-
meindemitglieder ist über 60. Kein Wunder, dass diese oft skeptisch auf die jüngeren,
partybegeisterten und „hippen“ israelischen Einwanderer blicken. Viele jüdische Gemein-
demitglieder hierzulande können auch nicht verstehen, wie man dem jüdischen Staat
Israel – bewusst – den Rücken zukehren kann.

Ich glaube natürlich, dass Israel ein Sehnsuchtsort ist.

Erklärt Daniel Killy, 60 Jahre alt und Beiratsmitglied der Jüdischen Gemeinde in Hamburg.

*Das ist halt letzten Endes ein Sehnsuchtsort, wenn es aufs Ganze geht und es mal wieder
in Europa so weit sein könnte, dass die Juden nicht gerne gesehen werden. Dann hätte
man halt einen Ort, wo man verbrieft einen Pass kriegt, wo es eine wehrhafte Armee gibt
und wo man hinkann.*

Ob in Norddeutschland oder in der Hauptstadt Berlin – die Israelis sehen weitere Gründe,
warum es so wenig Kontakt gibt zu den jüdischen Gemeinden vor Ort. Sharon On etwa
glaubt, dass es an der Säkularität vieler jüdischer Einwanderer liegt.

*Wir leben Judentum nicht als Religion, sondern als Kultur. Und das, glaube ich, ist für die
jüdische Gemeinde hier eine Provokation. Weil es stellt auch infrage, was ist Judentum?
Damit hat es sehr viel zu tun.*

Die Regisseurin vermutet, dass einige Gemeinden sich außerdem sorgen, die zugezogenen
Israelis könnten ihnen etwas wegnehmen.

*Die jüdische Gemeinde bekommt sehr viel Gelder, die sie vom Staat bekommt. Ich glaube,
dass die jüdische Gemeinde auch versucht, das für sich zu behalten. Und sie nehmen
diese Haltung ein: Wir distanzieren uns von den Israelis, die hier sind – auch wenn sie
Juden und Jüdinnen sind – um diese Gelder, um diese Räume für sich zu behalten.*

Michael Fürst weist diesen Vorwurf jedoch zurück. Der Landesverbandspräsident erklärt,
dass zumindest die jüdischen Gemeinden in Niedersachsen alles für die Gewinnung der
israelischen Zuwanderer täten.

*Wir bemühen uns ja, uns umzuorganisieren, uns neu aufzustellen, jüngere Leute anzuzie-
hen. Das ist schwer. Unsere Gemeinden sind teilweise sehr stark überalterte Gemeinden –
das heißt also, die jungen Leute haben nicht gleich den Zugang zu uns.*

Allerdings: Für Deutschlands zweitgrößte jüdische Gemeinde, die Gemeinde in Berlin, mag
Fürst eine Besitzstandswahrung nicht ausschließen.

Das ist eine zerrissene Gemeinde, die mal eine der besten Gemeinden in Deutschland war.

Der Hintergrund: Die Hauptstadt-Gemeinde steht seit Jahren im Ruf, intransparent und autoritär geführt zu werden. Grotesk: Gerade in Berlin, der Stadt mit den meisten Israelis bundesweit, wirkt die jüdische Gemeinde besonders wenig einladend für die Zuwanderer aus Tel Aviv, Haifa und Jerusalem. Vor drei Jahren klagte selbst Josef Schuster, der Chef des Zentralrats der Juden: In Berlin träten immer wieder Juden aus der Gemeinde aus, statt ein.

Das mag tatsächlich Grund sein, dass dem ein oder anderen die Gemeindeführung oder der Stil, wie die Gemeinde geführt wird, nicht gefällt – ich glaube ja.

Angesprochen auf ihr mutmaßlich schlechtes Image, reagiert die Leitung der Berliner Gemeinde widersprüchlich: Zum einen warnt die Pressestelle davor, Zitat, „wenig fundierte, oberflächliche Schlagzeilen“ zu produzieren, andererseits spricht sie von „längst überwundenen Querelen“. Man solle lieber über „all die positiven Dinge“ berichten, die die Gemeinde erreicht habe – etwa den Besuch des Bundeskanzlers im vergangenen Jahr. Grundsätzlich: Auch unabhängig von Gemeinde-Querelen und Überalterung prallen bei neu hinzugezogenen Israelis und länger hier lebenden Juden oft Welten aufeinander.

Die jüdische Gemeinde in Deutschland ist hauptsächlich geprägt von Einwanderern aus der ehemaligen Sowjetunion.

Die Berliner Israelis Nirit, Sharon und Amit sehen vor allem kulturelle Differenzen.

Diese Gemeinden haben normalerweise Muttersprache Russisch. Vor zehn Jahren ich war ein paarmal bei Events von der jüdischen Gemeinde. Die waren manchmal auf Russisch gemacht oder auf Deutsch. Und dann die Israelis, die neu in Berlin waren, sie konnten das gar nicht verstehen, was läuft. Weil es gab keine gemeinsame Sprache.

Es funktioniert nicht wirklich. Das ist ein bisschen andere Mentalität, andere Geschichte, andere Kultur. Es ist ein bisschen schwer zu mischen und viele Schnittpunkte zu finden, nur weil beide Juden sind. Das ist wie: Du hast eine Brille, ich habe eine Brille – also wir sollen beste Freunde sein.

Wir fühlen uns mehr zu Hause bei unseren syrischen Freunden – wenn wir zusammen Abend essen, fühlen wir uns mehr zu Hause, als bei der jüdischen Gemeinde hier in Deutschland. Es ist so.

Anastassia Pletoukhina kam 1998 als sogenannter jüdischer Kontingentflüchtling aus Moskau nach Deutschland. Die studierte Sozialwissenschaftlerin hat kürzlich die Untersuchung „Doing Judaism“ verfasst, die die jüngere jüdische Generation in Deutschland unter die Lupe nimmt – auch die Israelis. Pletoukhina bestätigt die kulturellen Differenzen mit den russischsprachigen Juden. Zudem hätten israelische und Diaspora-Juden generell ein unterschiedliches Verhältnis zur jüdischen Gemeinde.

Wenn wir von Israelis sprechen, dann sprechen wir von Menschen, die es gewohnt sind, in einer Mehrheit zu leben. Und da bedarf es keiner jüdischen Gemeinde.

Auch wenn Israelis ins Ausland gingen – bilanziert Pletoukhina – bräuchten sie in ihrer Wahlheimat oft keine Gemeinde, um sich als Juden zu fühlen.

Wenn sie wollen, gehen sie zu den Feiertagen nach Israel und haben dort den Mittelpunkt ihrer jüdischen Identität. Es ist nicht in den diasporischen jüdischen Gemeinden, die mit ihrer Biographie relativ wenig zu tun haben.

Nach Ansicht der Expertin konnten die russischsprachigen Zuwanderer einst, in der atheistischen Sowjetunion, nicht so selbstverständlich eine jüdische Identität entwickeln wie Israelis. Deshalb seien die osteuropäischen Immigranten hierzulande viel mehr auf die jüdischen Gemeinden angewiesen.

Ich sehe, dass die Jüdinnen und Juden aus der ehemaligen Sowjetunion sehr viel über die eigene Identität, über die eigene jüdische Zugehörigkeit, aus religiöser Perspektive neu lernen mussten. Und auch im jüdischen religiösen Ritus nicht so handlungssicher sind. Das führt dazu, dass sie eine Form der jüdischen Praxis gelernt haben, und sich an dieser festhalten. Und nichts darf daran verändert werden – und warum? Ist einfach so!

Pletoukhina, die das Berliner Büro der Jewish Agency for Israel leitet, beobachtet: Besuchen Israelis doch mal eine jüdische Gemeinde in Deutschland, haben sie oft andere, lockerere Vorstellungen von den Gebetsritualen. Vor allem in kleineren Gemeinden komme es dann zu Konflikten mit russischsprachigen Synagogenbesuchern und ihren religiösen Vorstellungen.

Das führt dazu, dass häufig die Gebetsausführung gemeindenormativ ausgelebt wird und da keine Flexibilität zulässig ist. Und wenn eine angestrebt wird, dann wird sie vehement abgelehnt und angefeindet – und führt zu Skandalen.

Die Jüdische Gemeinde in Hamburg beobachtet Ähnliches: Wegen des eingeschränkten Liturgieangebots blieben viele Israelis von vornherein den Synagogen fern, so Beiratsmitglied Daniel Killy.

Also in Israel ist es so, dass sich die Leute ihre Synagoge, wenn sie denn religiös sind, aussuchen nach der Art des Gottesdienstes. Und da gibt es 1000 Schattierungen. Also die Vielschichtigkeit des praktizierten Glaubens, die ist ungleich viel höher als bei uns, wo man gesagt hat: Es gibt eh keine mehr, und die können sich jetzt zwischen zwei Türeingängen bedienen. Die gehen entweder in den konservativ-orthodoxen oder sie gehen in den liberalen. Das ist alles viel zu schwarz-weiß hier in Deutschland für Israelis. Deshalb sind sie größtenteils eher außerhalb der Gemeinden als innerhalb der Gemeinden.

Ich sage das Stichwort Berlin. Berlin ist hip. Es wird geschätzt eine Szene von jungen Israelis in einer Größenordnung von circa 15 bis 20.000 alleine in Berlin, die sich aber primär keiner jüdischen Gemeinde anschließen. Und gerade diese jüngeren Menschen zu erreichen, ist ganz, ganz wichtig.

Josef Schuster, der Chef des Zentralrats der Juden, stellt seinen Gemeinden Extra-Beratung und Extra-Projektmittel zur Verfügung, um Israelis anzusprechen. Auch weil seit Jahren – wegen der Überalterung – die Zahl der Gemeinde-Mitglieder schrumpft.

Aber man kann natürlich in Bezug auf die Israelis durchaus vom Zentralrat mehr machen.

Findet Michael Fürst vom Landesverband der jüdischen Gemeinden in Niedersachsen.

Der Zentralrat hat die finanziellen Möglichkeiten, der Zentralrat ist das überörtliche Organ, der Zentralrat sitzt in Berlin. All das sind Vorteile, die der Zentralrat gegenüber Landesverbänden wie meinem hat – das heißt also der Zentralrat kann mehr tun.

In der Hamburger Gemeinde teilt man diese Position nicht. Daniel Killy hält es für schwierig, den Israelis eine bestimmte Rolle zuzuschreiben.

Also ich kann mir schwerlich vorstellen, dass die Israelis in Masse, die hier in Deutschland sind – ich sage das jetzt mal boshaft – zur Reparatur mangelnder deutscher Strukturen bereit erklären. Denn es ist ja Sache der Gemeinden, sich um eine Verjüngung und eine Attraktivität in die Zukunft zu bemühen. Ich glaube nicht, dass die Israelis da Lust haben, Libero zu spielen.

Killy vermutet, der Zentralrat der Juden sei vielleicht auch deshalb an einer Integration der Israelis interessiert, weil diese Gruppe jünger und aktiver ist – und, im Vergleich zu den russischsprachigen Juden, zumeist keine Rente bezieht, sondern solide Gehälter.

Man könnte jetzt sehr sehr polemisch sagen: Die Israelis – das sind dann anscheinend die fetteren Karpfen im Teich.

Anfang des Jahres in einem Grandhotel auf dem Bonner Petersberg: Zum 75. Jahrestag der israelischen Staatsgründung hat die Konrad-Adenauer-Stiftung den israelischen Botschafter Ron Prosor eingeladen. Der Diplomat spricht zu rund 300 geladenen Gästen.

Pünktlich zur Gründung des Staates Israel '48 haben die überwiegenden arabischen Staaten Israel den Krieg erklärt und die Juden ins Meer zu treiben.

Prosor holt in seiner einstündigen Rede weit aus: Er spricht von Holocaust-Überlebenden, vom gefährlichen Iran, von der UNO und vom Antisemitismus. Selbst der Fußball und deutsche Bratwürste werden thematisiert. Nur seine bis zu 30.000 Landsleute, die nach Deutschland eingewandert sind, erwähnt der israelische Botschafter nicht.

Das macht ihm natürlich keinen Spaß, dass er erwähnen müsste, dass wir einige Zehntausend junge Israelis hier haben, die ihr Land verlassen haben. Denn dann würde er Fragen bekommen, die ihm unangenehm sind. Dann müsste er sich zur israelischen Politik äußern. Und das fällt einem israelischen Botschafter ja nun sicherlich sehr schwer.

Nicht nur Michael Fürst, der Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde Hannover, hinterfragt den offiziellen politischen Kurs in Israel. Auch die eingewanderte Regisseurin Sharon On kritisiert die israelische Regierung, von der sie sich nicht gesehen fühlt.

Natürlich hat das politische Gründe: Weil die israelische Politik hat Israelis, die hier sind, nicht zu unterstützen. Wir haben gewählt, Israel zu verlassen, und wir sollen damit irgendwie leben. Das ist unser Problem. Wenn wir hier sind, kriegen wir nicht die Unterstützung von Israel.

Die israelische Botschaft möchte dazu keine Stellungnahme abgeben. Andere Berliner Israelis erklären hingegen, ihr oberster Diplomat habe keine Berührungsängste mit seinen ausgewanderten Landsleuten. Klar ist aber: Viele Israelis in Deutschland verstehen sich – seit Jahren – als eine Art Opposition zu ihrer Heimatregierung. Und seitdem in Jerusalem extrem rechte Minister mitregieren, sind viele Israelis hierzulande geradezu alarmiert: Sie sehen in ihrer Heimat die streng Religiösen und die radikalen Siedler im Aufwind – und, durch die ursprünglich geplante Justizreform, die Gewaltenteilung in Gefahr. So demonstrierten Mitte März, beim Staatsbesuch des israelischen Regierungschefs in Berlin, auch Hunderte Israelis vor dem Brandenburger Tor gegen Benjamin Netanjahu, kurz Bibi.

(Frau) Bibi und seine korrupte Regierung zerstören den Staat Israel, zerstören die Demokratie.

(Mann) Im besten Fall wird Israel keine Demokratie mehr sein, im schlimmsten Fall gibt es einen blutigen Bürgerkrieg. Es gehen jetzt schon Hunderttausende auf die Straße. Aber wen das durchkommt, dann kann es natürlich eskalieren.

(Frau) Ich war Lehrerin am jüdischen Gymnasium und hab 20 Jahre lang Schülergruppen nach Israel gebracht – alle sollten Israel kennenlernen und lieben, genauso wie ich das Land liebe. Aber ich kann ein Land nicht lieben, dass eines Tages undemokratisch wird!

Auch die israelischen Berlinerinnen Nirit Bialer und ihre Freundin Sharon On protestieren auf der Straße. Für sie ist es ein Novum, dass sie öffentlich gegen die Regierung ihres Heimatlandes auftreten und sich zu politischen Fragen interviewen lassen. Denn sie sehen sich in einem Loyalitätskonflikt: Darf man als Israeli im Ausland überhaupt die israelische Politik kritisieren, wenn man davon gar nicht direkt betroffen ist, fragen sie sich. Und darf man das ausgerechnet von Deutschland aus, dem Land des Holocaust?

Ich habe Angst, dass irgendwelche Leute, die diese Sendung hören, wie irgendwelche AfDler oder irgendwelche Antisemiten meine kritische Meinung zu dem, was jetzt in Israel passiert, benutzen, um Israel in Frage zu stellen.

Unsere Existenz ist immer in Gefahr. Und wenn viele Leute, die Hass gegenüber Israel haben, und nutzen unsere Kritik – es macht uns einfach Angst. Aber jetzt bin ich an einem Punkt gekommen, dass ich sage: Nein, ich kann nicht mehr schweigen!

Aus meiner Sicht kommt auch eine ganze Menge Menschen aus Israel nach Deutschland, deren Position ich deutlich kritisch sehe.

Daniel Killy engagiert sich nicht nur im Beirat der jüdischen Gemeinde in Hamburg, sondern auch – als Co-Vorsitzender – in der Hamburger Deutsch-Israelischen Gesellschaft. Killy versteht die öffentlichen Proteste der Israelis in Deutschland, denn bei einer Einschränkung der Justizfreiheit steht nach seinen Worten das „heilige Gut der Demokratie“ in Frage. Dennoch hegt er eine gewisse Skepsis gegen die Israelis in der deutschen Hauptstadt. Die Szene habe sich in den letzten Jahren zu wenig von der linken, antiisraelischen Boykottbewegung BDS distanziert, klagt Killy. Obwohl die BDS Israels Existenz bekämpfe.

Also erstens ist es schwierig, sich bei BDS nicht zu äußern. Eine amorphe Meinung zu BDS zu haben – als Jude – verbietet sich meines Erachtens von selbst. Denn BDS ist, ohne Schaum vorm Mund, eine israelfeindliche antisemitische Bewegung, die natürlich viele Facetten hat. Also nicht jeder, der mal in irgendeiner BDS-NGO was zu tun hatte, ist per se Antisemit. Aber die strukturelle Abwehr alles Israelischen und der israelischen Staatlichkeit ist halt antisemitisch.

Und zweitens gebe es in der israelischen Berliner „Boheme“, wie der Hamburger sagt, mitunter auch Ausgewanderte, die vor ihrem Wehrdienst in der Heimat geflüchtet seien. Dafür habe er kein Verständnis.

Ich würde mir wünschen, dass diese Szene den Frieden mit ihrer Heimat schließt – mehr Normalität und weniger Plakativität, was Israel angeht.

Sozialwissenschaftlerin und Autorin Anastassia Pletoukhina beschreibt den Hintergrund folgendermaßen: Die jüdischen Gemeinden in Deutschland seien viele Jahre – pauschal – auf einem Pro-Israel-Kurs gewesen – und auch deshalb auf Distanz zu den linksliberalen, oppositionellen Auswanderern.

Was ich aber überwiegend beobachte, ist ein differenzierter Blick dieser Menschen. Dass sie überwiegend, wenn nicht sogar ausschließlich, den Staat an sich nicht delegitimieren und sagen, dass ist deren Zuhause. Sie wollen das Zuhause nur anders verstehen und wahrnehmen – und wünschen Veränderungen.

Pletoukhina bilanziert: Hier die jüngeren, kritischen und säkularen israelischen Juden – dort die älteren, konservativen Gemeindejuden, oft mit Sowjetprägung.

Das ist eher eine Generationsfrage, das ist nicht eine politische Frage.

Für die Expertin der Jewish Agency for Israel in Berlin ist klar: Die zehntausenden kreativen, „hippen“ und partyfreudigen Einwanderer organisieren sich zumeist lieber in eigenen Online- und Offline-Initiativen, als sich einer etablierten und traditionellen jüdischen Gemeinde anzuschließen.

Ich glaube nicht, dass es jetzt möglich ist, in die Gemeinden, wie sie jetzt beschaffen sind, junge Israelis zu bringen. Ich denke aber, wenn sich die Gemeinden reformieren und anpassen an die Bedürfnisse der jüngeren Generation, dann wird es durchaus möglich sein.